

(13. Fortsetzung.)

Ich antwortete ihm, denn Charlotte war kaum eines Wortes fähig.

Ich führe gern mit, sagte er noch hinzu, aber es ist leider unmöglich: nun muß ich Euch Gottlieb anvertrauen. Bringt sie glücklich wieder, Alter, und laßt Euch nicht beschwären, den Richtweg durch die Wälder zu nehmen; es darf nicht auf eine halbe Stunde antommen.

Gerhardt! sagte Charlotte, und ihr schönes Gesicht bog sich zu ihm hinüber, ich danke Dir!

Er drückte getührt einen Kuß auf die Stirn.

Adieu, Charlotte! Adieu, Cousine!

Die trächtigen Pferde zogen an und pfeilschnell und lustig singelnd floh das leichte Gefährt in den fahrenden Abend hinaus.

Es war ein stiller, klarer Winterabend, ringsum das weite, weiße Land, und seitwärts in der Ferne die verschneiten Berge. Im Westen lag noch ein mattes Gelb am Horizont, aber über uns begannen schon die Sterne zu funkeln; kein Laut weit und breit als das Klingeln unserer Glöden und dann und wann das Knallen der Peitsche. Hier und dort lag ein Dorf am Wege, wir sahen die erleuchteten Fenster unter den weißen Dächern und wühendes Hundebell besaßelte uns; dann ging's wieder auf die einsame Landstraße hinaus und endlich hogen wir in den Wald. — Wer hat schon einen Wald im Schilde des Anhangs gesehen und stummendes Nöckchen darüber ausgegoffen, daß es summt und glitzert, als wären Millionen Diamanten ausgestreut? Es ist das Feenhaufwerk, was man erbliden kann in unsern nordischen Ländern, so schön, daß es kaum zu schildern ist! Ein Ausruf des Entzückens entschlüpfte meinen Lippen.

„Charlotte, sieh!“ rief ich; aber sie antwortete zerstreut, nur Gottlieb schaute meine Freude, und so ging es schweigend weiter, immer weiter hinein in den verschneiten Wald.

Es war eine endlose Fahrt, und zuletzt drang die Kälte durch Pelze und Mäntel.

„Dauert es noch lange, Gottlieb?“ erkundigte ich mich leise. „Eine halbe Stunde“, erwiderte er. Und da regte sich Charlotte.

„Sind wir schon im Kloster?“ fragte sie dann.

„Schon lange, gnädiges Fräulein.“

„Mit einem Ah!“ der Erleichterung richtete sie sich aus der liegenden Stellung empor.

„Endlich!“ Klang es aus vollem Herzen heraus. „Endlich, Lena, und das ist gut.“ Siehst du, daß ich jede Nacht geträumt, jede Nacht bin ich durch diese Wälder gefahren zu ihm, O, welche Seligkeit, daß es im Wachen ist heute, daß ich mich frei bewegen habe von allen Rücksichten, daß das Beste, das Beste, was im Menschenherzen wohnt, das rechte, echte Lieben erbliden wollen. O, Lena, ich bin befreit wie von einem entsetzlichen Alp!

In diesem Augenblick bog der Schilten in einen Nebenweg und am Ende dieses Weges tauchten zwei helle schimmernde Punkte auf.

„Das Forsthaus, gnädiges Fräulein!“ sagte Gottlieb, die Pferde anhaltend. „Soll ich vorkommen, oder wollen Sie aussteigen? Ich meine, die Hunde werden einen gewaltigen Lärm schlagen.“

„Rein, ich reize hier aus“, rief Charlotte. „D, ich kenne ja Alles genau aus seiner Beschreibung.“

Und im nächsten Augenblick hatte sie die Verhüllungen abgeworfen und war elostlich aus dem Schilten gestiegen.

„Ich folgte langsam nach“, erklärte Gottlieb und half mir beim Aussteigen.

„Nun schritt ich hinter Charlotte auf dem schmalen Wege, der in den Schnee getreten war, und die zwei hellen Punkte wurden größer und die Umrisse eines Hofes hoben sich dunkel von dem schneehellen Hintergrunde ab.“

Es war ein stillendes Gebäude, das da vor uns lag in flimmerndem Mondlicht, umfanden von alten, riesenhohen Bäumen, die über das hohe Giebel wie schweigend über das weiche Dach mit dem spitzen Giebel freisten. Breite, mächtige Stufen führten zu der Hausthür empor, deren plumpes Schloßwerk das Schneegestöber mit jarter Hand in allen Nischen nachgezogen hatte.

Ueber der Hausthür prangte das Wappzeichen einer Jagernacht, ein prächtiges Hirsgeweih, und ringsumher hingen die großen Wälder, und die Nacht hielt sie umhangen mit feierlichem Schrecken; kein Laut, kein Ton in weiter Runde, der an die Welt da draußen mahnte; es wehte ein Frieden, eine leise Abgeschiedenheit um dieses einsame Forsthaus, die sah überwältigend war.

Charlotte hand vor den schneebedeckten Stufen; die Kapote des verjaßtesten Mantels war halb von ihrem blonden Haar geblitten und das süße Gesicht lag in dem weichen Licht ebenfalls lieblich ab; der dunklen Sammetumhüllung hervor; ihre Fäße hingen mit verzerrter Sehnsucht an den zwei bestreuten Fenstern; sie hatte die Hände über die Brust gefaltet und achte

traten ihre Füße in den hohen Schnee. „Dort! Dort drinnen!“ flüsterte sie, „Tante Edith und Er — und Er!“

In stummer Hast, als gälte es, mit jeder Minute zu gehen, eilte sie nun die Stufen hinauf, der Mantel glitt von ihren Schultern und lag wie ein dunkler Schatten auf dem hellen Grunde, aber sie merkte es nicht; ihre Hand erhob den blühenden Klopfer und ließ ihn heftig auf die Metallplatte fallen; im Hofe schlugen die Hunde an; ich lehnte mich herzlopfend an das eiserne Geländer der Freitreppe und schloß die Augen.

Da wurde die Thür aufgethan, der Ruf einer Männerstimme scholl hinaus in die stille Nacht: „Charlotte! Charlotte!“

Erschütternd hallte es wieder in meinem Herzen; niemals vergesse ich jenen Ton, jenen tiefen leidenschaftlichen Klang! Eine ganze Welt von Weh und Jubel lag in dem einfachen Modewort. Mäthlicher Lichtschein, seltsam mit dem bläulichen Glanze des Mondlichtes vermischt, fiel aus der Thür, auf deren Schwelle die schlanke Gestalt des Mädchens stand; sie hatte sich herniederbeugt und ihre beiden Hände umfahnen das Haupt des Mannes, der vor ihr niedersunken war; „Charlotte!“ wiederholte er noch einmal, „Charlotte!“

## 14. Kapitel.

Wendhusen war einsam geworden. Gerhardt und Charlotte hatten ihre Reise nach dem Süden angetreten und Ferra war mit Kind und Besatz nach Berlin gereist, um doch wenigstens etwas von Foching zu genießen: Theater, Concerte und ein Roule vertrieben sich ja wohl mit der Frau, meinte sie, man könne hier nervös werden in der Einsamkeit!

Tante Edith und ich im elten Kloster. Frau von Demphoff in der Villa, waren zeitweilig die einzigen Inhaber der weiten Räume auf Wendhusen.

Und der Winter zog an den Wänden vorüber mit seinen Unbilden, seinem Schneetreiben und Regengüssen; einseitig gingen und kamen die Tage, und jeden Abend löschte ich einen Kreidestrich an meiner Stubenthür aus; das hatte mir Gottlieb als ein bewährtes Mittel empfohlen, die Zeit rascher vergehen zu machen, und der alte Mann hatte es sich nicht nehmen lassen, selbst eine Anzahl solcher Striche auf das braune Geländer der Thür zu malen.

Das war ein schwerer Tag für mich gewesen, in dem Gerhardt und Charlotte kamen, um Tante und mir Adieu zu sagen! Ich konnte auch nicht anders, ich weinte wie ein kleines Mädchen, als Charlotte mir immer wieder einen Kuß auf meinen Mund drückte.

„Ich schreibe sieh, Lena“, sagte sie, „und Du antwortest mir, nicht wahr?“

Ich nicht und sah in ihr schönes Gesicht. Wir waren seit jenem Abend im Kloster Forsthaus erst recht Freundinnen geworden, und in der letzten Nacht da wir zurückfahren nach Wendhusen, da hatte sie ihren Arm um mich geschlungen und mir tausend Schmeicheln gegeben, und warme Dantesworte waren in mein Ohr geblieben: Ich hätte ja zuerst das ausgesprochen, was sie schon so lange im Herzen getragen!

„Und bist Du nun ruhiger, Charlotte?“ hatte ich dann gefragt.

„O, Lena“, antwortete sie, „ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie es war in meinem Herzen, und wie es jetzt ist! Weist Du noch, als wir im Sommer einmal von dem furchtbaren Gewitter überrascht wurden auf unserm Spaziergange? Geinerst Du Dich, wie sich die Bäume im Sturme boogen und schaukelten, nicht wissend, wie sie sich behaupten sollten in dem tosenden Wetter? Sieh, so war es mit mir, jetzt so hatte es mein Herz gemacht und es wußte nicht, bei wem es sich bergen sollte, bei wem Schutz suchen in dem wilden Sturm der Gedanken und Empfindungen. Und dann nachher, als Donner und Hagel über waren, als nur noch ein leises Tropfen über uns dahinzog — noch war der Himmel bedeckt, noch schien die Sonne nicht wieder, aber gleichwohl ging ein Aufathmen durch die Natur, eine friedvolle Ruhe — do zerfiel an einer Stelle die Wolke und ein Stück des blauen Himmels leuchtete hervor. — So ist's in mir, Lena; noch scheint meine Sonne nicht wieder, noch lange, lange nicht; aber der Sturm hat ausgetobt, es ist Frieden hin innen, und ein Stückchen blauen Himmels sah ich doch, als ich vorher meinen Namen von ihm rufen hörte, als ich ihm in das so liebe, blaue Gesicht blickte, und aus seinen Augen las, was er gelitten in der Zeit unserer Trennung; als ich empfand, wie ein kleines Wortchen Wunder thun kann, wenn es die Liebe spricht. Ich hab' Frieden gefunden, Lena, weil ich gar nicht, was meine Pflicht war!“

Und so sah ich denn in ihre leuchtenden Augen.

„A, Votiden, ich schreibe, so oft Du willst, Alles, Alles, was hier passiert.“

Gerhardt's Abschied aber war merkwürdig; er ging so ungeduldig im Zimmer auf und ab, und endlich sagte er sogar zu Charlotte, und seine Stimme klang ärselnd:

„So, nun ist's genug des Rüstens, Schwester!“

Und als diese sich betroffen umwandte, trat er zu mir und reichte mir flüchtig die Hand mit beinahe finsterner Miene:

„Leben Sie wohl, Cousine.“

Aber an der Thür lehnte er noch einmal um, und vor mir sahen lebend, nahm er meine Hand wieder in die seine. Charlotte war schon draußen im Sturmbor und Tante Edith hatte sie begleitet.

„Magdalene“, sagte er weich, „wissen Sie noch, was Sie mir versprochen haben?“

Ich nicht stumm; die Thränen flossen mir wieder aus den Augen.

„Sie müssen nicht weinen, Cousine, was sind ein paar Monate der Trennung von — Charlotte? Wie bald sind sie dahin, und dann — es giebt ja kaum noch eine Entfernung, in 48 Stunden kann man hier sein, in noch kürzerer Zeit; das bedenken Sie. Es lohnt sich kaum, daß man Adieu sagt, ich meine, man muß heut' zu Tage keinen feierlichen Abschied nehmen; es ist für mich das Schrecklichste, was es giebt, solch eine thränenreiche Trennungsgeme.“

„Trotzen sie die Augen, Lena, und lachen Sie noch einmal, ehe ich gehe, ich sehe Sie sonst behändig weinen vor mir.“

Ich versuchte zu lächeln, aber es mißglückte total.

„Sehen Sie mich an, Cousine“, bat er; ich blidte zu ihm empor, aber die beiden Thränen in den Augen ließen ihn mir nur ganz unendlich erscheinen.

„Adieu, Lena!“ sagte er noch einmal, „und wenn ich zurückkehre, haben Sie wohl wieder die hübschen Lippen statt der garstigen Föpfe, nicht wahr?“

Da mußte ich doch lachen; es war ja so komisch, auf einmal die Lippen zu vermissen, die ich schon so lange nicht mehr trug.

„O, Vetter!“ rief ich, „dann sehe ich ja aus wie ein landfremdes Zigeunermädchen!“

„Eben darum!“ versicherte er ernsthaft; „aber was behauptest denn das?“

„Ferra!“ erwiderte ich, noch immer lachend.

„So? Und wenn es Frühjahr werden will, dann flattern sie wieder um das Köpfchen, nicht wahr? Für jetzt habe ich nichts gegen die Föpfe. Sehen Sie, nun habe ich erreicht, was ich wollte — da lachen Sie. Aber jetzt muß ich fort, ehe es wieder ernsthaft werden will!“

Und in demselben Moment hatte sich sein blonder Kopf herniederbeugt, auf meiner Stirn fühlte ich einen Kuß, so leise und schon, kaum zu merken; und „Lebewohl, Magdalene!“ flüsterte seine Stimme an meinem Ohr; dann schritt er, ohne sich umzusehen, aus dem Zimmer.

Verwirrt schaute ich ihm nach; als aber die Thür hinter ihm zudiel da schloß ich in meine Stube, und dort borg ich mein glühendes Gesicht in die Rippen des alten Sophas. Mir war auf einmal zu Muth, als seien Himmel und Erde aus den Augen gegangen! Ein fortgesetztes Träumen über-tam mich während der einsamen Tage, die nun folgten. Was da alles durch mein junges Herz gegangen — ich weiß es heute nicht mehr, aber es waren süße, seltsame Zeiten. Stundenlang konnte ich in einer fensterferne schen und nach dem Park draußen schauen, stundenlang in der Dämmerung am Ramin hocken und, ein paar von Tantes Kägen jätlich im Schooß, die sprühenden Flammen beobachten; und Abends lag der Atlas auf dem Tische und meine Finger folgten den Reisenden auf der Karte, während meine Phantasie sich die schneeigen Alpen und italienische Landschaften vormalte.

Tante Edith ließ mich ruhig gewähren; gütiger und zärtlicher zu mir als je, verzeigte sie mich, als sei ich eine kleine Prinzessin. Sie war so selbstlos die jure, Schwägerin-Frau, und seit jenem Abend, da Charlotte so unerschrocken das Haus Robert's betrat, war wieder die alte Zuderkraft und Dankbarkeit bei ihr eingekehrt.

„Sieh, Anbender“, sagte sie noch an demselben Abend zu mir, „sieh, so mußte es kommen, sie wären sonst beide zu Grunde gegangen; Du glaubst nicht, in welsch verzweifeltem Zustande ich Robert ein paar Stunden zuvor fand; Gott sei gelobt, er hat nun wieder Rnth zum Weiterleben.“

Und in ihrer Dankbarkeit konnte sie sich nie Genüge thun, für Andere zu sorgen und zu helfen; ein Jeder, der ein Leid im Herzen trug, fand Trost bei ihr; jeder Kranke, jeder Arme Küste und Rath; an Alle dachte sie, nur nicht an sich selbst!

Zwischen Ferra und Tante aber kam es vor der Abreise der Ersteren noch zu einer unerquicklichen Scene.

Anfänglich hatte Ferra die Absicht gehabt, in Wendhusen zu bleiben; sie erzählte wenigstens, als sie etwas verdrücklich ins Kloster herüberkam, daß sie sich verabschiedet dazu fühle; sie habe es Gerhardt versprochen und irgend „Wer“ müsse doch auch zuagen sein, denn mit Mama sei seit Joachim's Tode in vernünftiges Wort zu sprechen.

Sie schloß sich baldige Tage lang, in ihr Zimmer ein, und wenn sie dann Mittags zu Tisch kamme, habe sie nicht Augen noch Obren, weder für sie — Ferra — noch für den kleinen süßen Bubel, der doch gar zu reizend sie liegt mit seinem kindlichen Gepläuber.

Nun habe sie eine so dringende Anforderung von einer lieben Freundin bekommen, daß es geradezu ungezogen sei, dieselbe auszuscheiden, und deshalb reise sie morgen schon. Gerhardt werde den Entschluß wohl billigen, sie wolle von Berlin aus an ihn schreiben.

„Dann wird ihm allerdings nichts Anderes übrig bleiben“, lächelte Tante Edith, „indessen glaube ich auch, daß Dir Gerhardt sehr gern eine kleine Abwechslung gönnt, Ferra. Nur meine ich, wenn Theres!“

„Deine Mutter — verbesserte sie sich, „so lebend ist, wäre es doch auch, wenn eins von der Kindern in ihrer Nähe bleibe, falls sie —“

„Krank werden sollte!“ vollendete Ferra. „Aber, beste Tante, Mama und krank werden, mit ihrer robusten Gesundheit? Ich weite mit Dir so hoch Du willst, Mama überlebt uns Alle, wie wir da sind, Gerhardt und Charlotte und mich; der Einzige, der diese feste Konstitution von ihr geerbt hatte, war Joachim und dem hat sie leider nichts genügt. — Ich bitte Dich, Mama krank werden! Sie, die keine Ahnung hat, was Nerven sind, der noch nie ein Finger weh that!“

„Wie Du meinst“, entgegnete Tante Edith kühl, „Du mußt wissen, was Deine Pflicht ist.“

„Aberdings!“ gab Ferra gereizt zurück, „das weiß ich; meine Pflicht ist, mich meinem Kinde zu erhalten; und meine Nerven sind mehr wie tapu seit der Katastrophe mit Joachim.“

„Schon wieder betonte sie Joachim.“

„Ich hatte vor Weihnachten meine Reise aufgegeben, Gerhardt's wegen; nun fühle ich, es geht nicht länger so, ich muß mit einem Arzte sprechen.“

Tante Edith sah die junge Frau verunndert an — wie war sie verändert seit kurzer Zeit! Wo war das sanfte, sich sügende und schmiegende Wesen geblieben, in dessen Zauber sie sich Allen noch jüngst gezeigt?

„Ich muß ferner gehen“, fuhr sie fort, und die Rötze des Unmuths färbte das schöne Gesicht, „ich finde es für unrecht von Gerhardt, nach Italien zu gehen; wenn es ihm bis jetzt nichts genügt hat, ist es überhaupt überflüssig. Den ganzen Tag predigt er: „Wir müssen sparen!“ Sparen ist das Lösungswort bei uns geworden; ich wundere mich nur, daß er es nicht als Devise über den Eingang der Villa hat anbringen lassen. Und trotz alledem wird diese Reise unternommen, und damit nicht genug, nein, Lotte muß mit, Lotte ist elend, es muß etwas für sie geschehen!“

„Ich kann sagen, daß sie vernünftiger Weise resukiren wollte, aber — behüte der Himmel! Sie wurde überredet, und trotz allem Sparen geht sie mit!“

Und warum? Nur weil sie ein wenig blaß aussieht und stiller geworden ist, etwas, wofür ich täglich Gott gedankt habe; es war kaum noch auszuhalten, ihr vorlautes Wesen. — Ob ich aber einer Erholung bedürftig bin, danach hat Gerhardt nicht gefragt; mir würde Italien auch nichts geschadet haben!“

„Du bist ungerath, Ferra“, unterbrach Tante Edith sie ernst. „Dah Gerhardt der Tod des Bruders und noch so Verschwendes arg mitgenommen, das konnte Jedermann sehen; kein Mensch sprach bisher mit solcher Ueberzeugung von Gerhardt's Krankheit wie Du; und nun er etwas dafür thut, erweist Du Dich in ganz unnötiger Weise. Daß übrigens Charlotte zu ernstlicher Besorgniß Veranlassung gab, kannst Du wohl kaum in Abrede stellen.“

„Liebe Tante“, sagte sie lebhaft, „Du wirst weder gegen Gerhardt, noch gegen Charlotte jemals Partei nehmen, es wäre auch unorthor in der That. Glaube aber, bitte, nicht, daß Ferra von Niedrigen zwischen Euch steht, ohne zu bemerken, was um sie herum geschieht! Was Charlotte's Krankheit ist, das weiß ich sehr wohl; aber man stirbt doch nicht von einem solchen Liebestummer, das kannst Du mir glauben.“

Tante Edith's blaßes Gesicht röthete sich vor Aufregung.

„Du allerdings nicht, Ferra!“ sprach sie laut und legte aussehend ihre Arme auf den Tisch, „weil Du gar nicht beurtheilen kannst, was Lieben heißt, mit Deinem oberflächlichen Charakter!“

„Aber, Tante Edith, ich bitte!“ erwiderte Ferra, mehr erfaunt als zürnend, „ich bist Du ungerath. Daß man nicht an einem verlorenen Liebesglück stirbt, kannst Du an mir sehen.“

„Deutele nicht an Deinen Worten und drehe nicht um, was Du gesagt hast“, rief Tante Edith beschleunigt, „daß Ferra, die wohl noch nie in solchem Tone von der kranken Frau angerebet sein mochte, verwirrt still schweigt.“

„Ich dünke nicht, daß über Charlotte ein dämliches Wort gesagt wird“, fuhr sie zürnend fort, „denn sie ist tausendmal höher als Du, mit Deinem jammervollen Egoismus! Glaube, daß die alte Frau hier vor Dir Dein Treiben lang durchschaut hat; ich kenne den Ams jeder Deiner Dandlungen.“

„Du verheißt mich, ich sehe es an Deinen Mienen, und somit ist es überflüssig, Dir mit bürren Worten ein Gesicht zu zeigen, für was ich Dich halte.“

„Nur dies Eine noch, Deine Arbeit, Deine Selbstverleugnung war vergebend; das kannst Du mir glauben!“

„Ich weiß nicht, was Du meinst, Tante“, stammelte Ferra mit Thränen im Auge. „Ihr seid alle so heftig zu mir und so unfreundlich, und ich thue doch wahrhaftig Niemanden etwas zu Leid!“

Sie schritt zu Tante hinüber und das reizende Gesicht sah sie bittend an.

„So sag doch, was Du an mir zu tabeln findest“, bat sie. „Ach Gott! Es ist ja gern möglich, daß ich mitunter ein wenig egoistisch bin; Niedrigen hatte mich so sehr verndmt.“

Tante Edith blidte sie sprachlos an. Sie hatte offenbar erwartet, eine heftige, ungebildige Antwort zu erhalten, nun drehte und wand sich dieser oal-glatte Frauencharakter, und wie ein gescholtenes, reumüthiges Kind lag er, Verzeihung bittend, gleichsam zu ihren Füßen.

„Sieh, liebes Tantschen, ich meine es ja nicht böse“, fuhr sie schmeichelnd fort, „mensch ich sage: Charlotte stirbt nicht von ihrem Liebestummer. Da sie einmal so unvorsichtig war, eine Reigung für Robert zu fassen, hätte sie so wie so unvermeidliche Kämpfe durchzumachen gehabt, denn Mama wäre ja nie und nimmer mit jener Heirath einverstanden gewesen. So hat es Gott noch zur rechten Zeit gelöst, wo die Liebe noch nicht so tief, noch etwas Unausgesprochenes war; jetzt wird und muß sie es überwinden.“

„Sieh“, so meinte ich das — Bitte, zürne mir nicht, ich finde es ja selbst so traurig.“

„O, Ferra!“ sagte Edith und entzog der jungen Frau die Hand, die sie eben an die Lippen führen wollte, „ich möchte meinen über Dich!“

Und ein Schlüsselbund ergreifend, ging sie so energisch Schritte, wie sie es nimmer an Tante gewöhnt war, aus dem Zimmer.

Ferra sah ihr nach; sie hatte ein Taschentuch in die Hand genommen, und kaum schloß sich die Thür hinter der alten Dame, so warf sie sich in den nächsten Sessel, preßte das Tuch vor ihr Gesicht und fing an, bitterlich zu weinen.

„Liebe Magdalene“, sagte sie, nach einer Weile sich emporrichtend, und sah zu mir herüber mit den verweinten Augen, „Sie glauben nicht, wie unglücklich ich mich fühle; Keiner versteht mich hier, ich bin fremd unter den Meinen, und wo ich meinte, auf Mitleid und Schonung rechnen zu dürfen, da wird mir Maßregeln zu Theil.“

„Ich war verlegen und fand keine Antwort. Die elegante, schöne Frau sah selbst in ihren Thränen nicht mitleidsbedürftig aus, es fehlte ihrem Schmerz etwas; was es war, konnte ich in dem Augenblick nicht erkennen; erst viel später fand ich es — die Wahrheit.“

„Als ich so alt war wie Sie“, fuhr sie fort, „da hatte ich schon eine große Enttäuschung erlebt, und als ich einige Jahre später sie überwinden glaubte und vertrauensvoll Niedrigen meine Hand gab, da —“

Und nun folgte eine Beschreibung ihres unglücklichen Lebens, die mir das Blut siedend in die Wangen trieb; es war das Sittengemälde einer modernen Ehe, in welcher der Mann, ein noliorischer Wüstling, die arme, ihn innig liebende Frau auf jede Weise vernachlässigt, trankt, beschimpft.

„Ich war damals so weit, meinem Leben ein Ende zu machen!“ schloß sie.

„Aber Sie hatten doch Ihr Kind, Ihr kleines Kind!“ rief ich, um etwas zu erwidern.

„Ja, meinen süßen Liebling, aber er war noch so klein, ich konnte ihm doch nicht Leid und Kummer klagen. O, überlassen Sie ja recht, Lena“, fuhr sie fort und ließ die Nelken ihrer Halskette durch die Finger gleiten, „ehe Sie einmal einer Bewerbung Gedulden schenken; ich wäre tausendmal glücklicher, hätte ich mich nie verheiratet! Man liebt, man würdigt sich zur Skabin herab, man erträgt alle Launen mit unerschöpflicher Geduld und erntet nichts als Unbnd; Alles was man sich als Mädchen Schönes erträumte und erhoffte, geht unter in dem empörendsten Egoismus unseres Heren und Gebleters. Und so sind sie Alle, die Männer, Alle! Ich verachte das ganze Geschlecht!“

„Das ist nicht wahr, Ferra“, sagte Tante Edith kühl, die eintretend die letzten Worte gehört hatte; „Gott sei Dank, es giebt auch Ausnahmen. Ich bitte Dich, theile dem jungen Dinge dort nichts von Deinen Erfahrungen mit, sie bekommt eine total unrichtige Auffassung solcher Verhältnisse.“

„Alle Männer sind Egoisten“, wiederholte Ferra laut überjüngend, nur ihre Augen bligten unheimlich zu Tante hinüber.

„Der Deine war es, der meine war es, Alle sind es auf dem Erdenrund, und Gerhardt, Dein vielgeliebtes Gerhardt, ist einer der hervorragenden dieser Spezies.“

„Verzeihe, liebe Tante, daß ich diese Wahrheit ausspreche vor jenen unschuldigen Ohren, indessen immer werden sie sich dieser Ueberzeugung auch nicht verliessen können.“

„Ich beklage es aber, Dich heute behändig zum Tadeln reizen zu müssen, liebe Tante; ich bitte Dich, verzeihe mir, und vergelte mir auch, daß ich trotz Deiner Wohlthätigkeit Berlin sehe; wenn ich zurückkomme, sind meine Nerven hoffentlich nicht mehr so reizbar.“

„So nahm ihren Mantel und beugte sich, köstlich nehmend, über Tantes Hand, und mir mit einer süßen

Freundlichkeit: zunicend, verließ es das Zimmer.

Ferra ist ein beklagenswerther Charakter, sie hat nie verstanden, sich mit dem zu begnügen, was sie besaß; Unzufriedenheit macht das Leben zur Qual und treibt zu thörichten Dingen“, sagte Tante Edith, als die junge Frau gegangen war.

Sie nahm ihr Strickzeug wieder zur Hand, schlug ein Kapitel in einem Romane von Walter Scott auf, und verlesnte sich, ohne noch ein weiteres Zeilen zu verlieren, in den Alterthümern. Sie wollte mir augenscheinlich zeigen, wie wenig Werth sie auf Ferra's Raisonnement lege.

(Fortsetzung folgt.)

## Uruguay.

Ueber die inneren Verhältnisse der südamerikanischen Republik ist man in den Ver. Staaten nur schlecht unterrichtet. Zwar haben wir ein Bureau der amerikanischen Republik und dessen monatlich erscheinendes Berichtsheft streift von mercantilen Mittheilungen aller Art, aus denen die amerikanische Handelswelt manches lernen könnte, wenn sie nur nicht so sehr im Souveränitätsgefühl befangen wäre; indessen in das politische Leben dieser Staaten kann uns das Heft nur ungenügendes Einblick geben. Es muß sich, als offizielle Publikation, wohl davon fern halten, und zwischen den Zeilen ist wenig zu lesen. Will man sich darüber unterrichten, so muß man die Zeitungen der europäischen Länder zu Rate ziehen, von Deutschland, Frankreich, Italien, weniger England, in denen den kommerziellen Beziehungen ein gut Theil politischen Hintergrundes gegeben wird, der notwendigergewisse nicht übersehen werden darf, wo die Konjunktoren des Handels in Betracht kommen.

Uebrig ist von einer Revolution in Uruguay berichtet worden, die ihre Wirkungen nach Brasilien sowohl wie nach Argentinien erstreckt. Zwischen diesen beiden Ländern mit ihrem riesigen Bodennareal ist Uruguay gewissermaßen ein Pufferstaat, ähnlich wie Belgien und die Niederlande zwischen Frankreich und Deutschland, wiewohl der Vergleich in so weit hint, daß, während diese beiden Länder sich in un-nahbarer Unabhängigkeit halten, Uruguay ein, von natürlichen Verhältnissen gegebene, Hinneigung zu Brasilien zeigt. Geographisch gehört, wie wir dem Berichte einer deutsch-ländischen Zeitung entnehmen, Uruguay fast zu Brasilien. Und wenn nicht der Unterschied in der Sprache wäre (man spricht dort Spanisch), so könnte es sehr leicht als Bundesstaat dem brasilianischen Staatenbunde beitreten.

Noch härter ist die Gemeinamkeit der wirtschaftlichen Interessen. Montevideo kann sich als Hauptstadt des selbständigen Kleinrautes Uruguay niemals zu einer Großstadt entwickeln, die in der Lage wäre, mit Buenos-Aires zu konkurriren, der Alleinherrscherin des Platata-Bereichs. Demgegenüber böte Brasilien für den Fall, daß Uruguay seinem Freistaaten-Bunde beitrete, für Montevideo den Rang einer Hauptstadt des brasilianischen Südens. Bis Montevideo sollen die großen Eisenbahnlücken reichen, welche Brasilien nordwärts durchschneidet. Kurz, Montevideo würde durch einen politischen Anschluß an Brasilien ein ertragsreiches und unbegrenztes Hinterland erhalten.

Diese Aussicht hat in Uruguay bereits viele Freunde gewonnen; auch das letzte Ministerium in Montevideo stand den brasilianischen Plänen sehr nahe. Andererseits ist es begreiflich, daß ganz Argentinien bei dem Gedanken, Brasilien könnte Uruguay an sich reißen und dadurch bis an den Platata vordringen, in Erregung kommt. Brasilien besitzt eine überlegene Kriegsflotte, obwohl Argentinien vor kurzem gleichfalls Dreadnoughts bestellt hat. Kame Uruguay zu Brasilien in ein Bundesverhältnis, so würden sich die brasilianischen Dreadnoughts am Ausflusse des Platata hübslich einrichten und nöthigenfalls den Strom absperren; eine ungeheure Gefahr für Argentinien.

Hiernach wird man beurtheilen können, was der jeizige Auffand gegen die brasilienfreundliche Aenderung Uruguays im Grunde bedeutet.

Es ist schlimm, wenn man sein Licht von einem Kerzenstummel leuchten lassen muß, aber ist nicht es, den Leuten vorzureden, der Kerzenstummel sei eine elektrische Bogenlampe. Sie glaubens nicht.

Die United Fruit Company hat ihr Geschäftsjahr mit einem ganz besondern hohen Gewinn abgeschlossen. Bei den herrschenden Oelpreisen wird das wohl jedermann aufs Ohr gelaufen.

Deutschlands Zukunft, so wurde uns oft erzählt, liegt auf dem Wasser. Nach der Rede Kaiser Wilhelms an die Seefahrten zu urtheilen, liegt Deutschlands Zukunft jetzt im Wasser.